

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Henri Frédéric Amiel [Schluss]
Autor: Venner, Johannes Vincent
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Henri Frédéric Amiel.

Nachdruck verboten.

Ein biographischer Versuch mit Uebersetzungsproben und zwei Bildnissen.

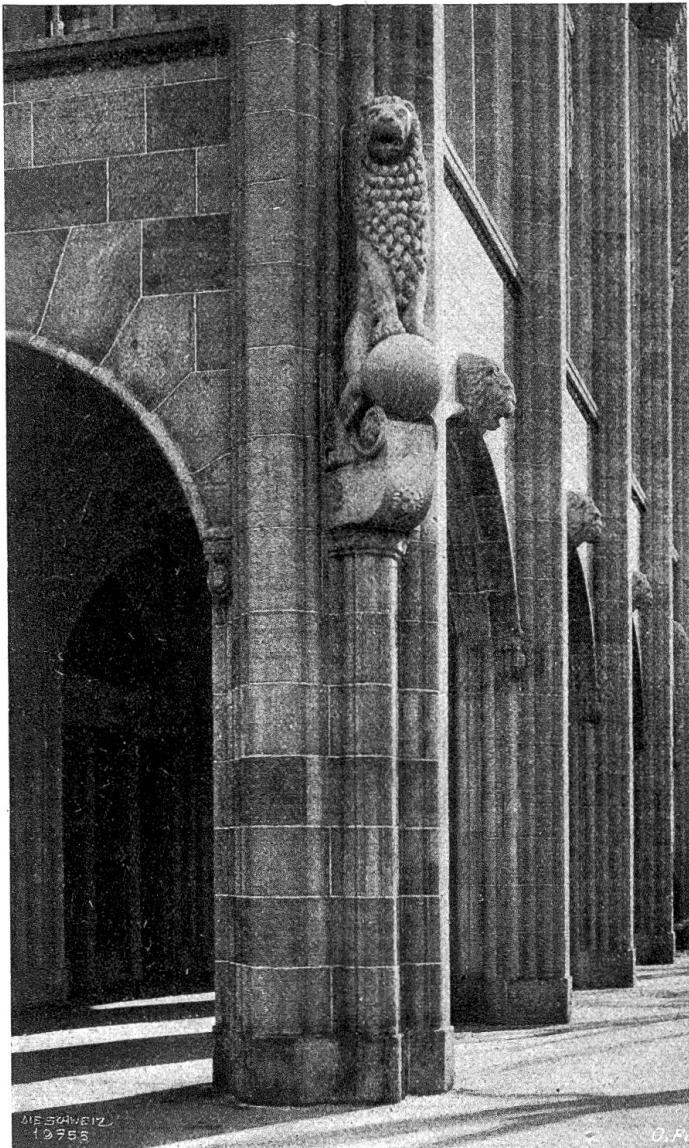
(Schluß).

28. März 1855. Es gibt keinen Grashalm, der nicht seine Geschichte zu erzählen hätte, kein Herz, das nicht seinen Roman erlebte, kein Leben, das nicht sein Geheimnis versteckte, seinen Stachel und seine Dornen: überall Leid, Hoffnung, Romantie, Tragödie, und selbst in den Versteinerungen der Urzeit, in den verküstelten Gestaltungen der Fossile, kann man die Unruhe und die Folter der Jugend wiederfinden. Dieser Gedanke ist der Zauberstab der Dichter und Prediger. Er macht die Schuppen von den Augen fallen und zeigt uns das menschliche Leben unverhüllt; er erschließt dem Ohr eine Welt

unbekannter Melodien und lässt die tausend Sprachen der Natur verständlich werden. Die bekümmerte Liebe macht vielseitig, der Kummer macht einen zum Wahrsager und Zauberer — — —

Es gibt im Leben der Seele feierliche Augenblicke, in denen alles, was uns sonst ergriff, beschäftigte und leidenschaftlich erregte, plötzlich kleinlich, kindenhaft und nutzlos anmutet. Wir erscheinen uns selbst wie Marionetten, die ernsthaft zur Parade aufmarschieren und allerlei Kramkram für Güter von höchstem Wert halten. In solchen Augenblicken verwandelt sich uns das Dasein, und das Leben nimmt ein anderes Gesicht an ... Berkele und Fichte haben recht, auch Emerson: die Welt ist nur eine Allegorie, die Idee ist wirklicher als die Tatsache. Märchen und Legenden sind ebenso wahr wie die Naturgeschichte, ja, wahrhaftiger noch, denn sie bieten uns durchsichtigere Sinnbilder. Die einzige und eigentliche Wesenheit ist die Seele. Was ist das Uebrige? Schatten, Vorwand, Gestalt, Symbol, Traum. Unsterblich, positiv und vollständig wirklich ist nur das Bewußtsein. Die Welt ist ein Feuerwerk, eine prachtvolle Phantasie, dazu bestimmt, die Seele anzuregen und zu formen.

Die Augenblicke überwältigen den Menschen nach seiner Art und dem Grad seiner Empfänglichkeit seltener oder öfter, am meisten in den weichen Stimmungen der Genesung, im Frühling, wenn die Natur neu erblüht, und in tiefer Nacht, wenn man plötzlich erwacht ist und vergeblich wieder einzuschlafen versucht. Diese feierlichen und erhabenen Momente sind die heimliche Zwiesprache des Menschen mit dem Unendlichen und Ewigen.



Hans Markwalder, Zürich.

Decorative Plastik am „Leuenhof“ in Zürich.



Hans Markwalder, Zürich.

Eine gewaltige Stille ersteht in uns, erschreckend und beängstigend wie die Stille des Ozeans, die den Blik in unergründliche Tiefen zieht. Sie lässt uns in schwindelerregende Abgründe unserer Seele, auf den Grund unserer Leiden und Mühen sehen. Mögen Stürme kommen, dann verbergen uns wenigstens schäumende Wellen diese schreckliche Tiefe; mögen die Leidenschaften rasen: wenn sie die Wogen der Seele aufpeitschen, verhüllen sie uns die auf dem Grund lauernden Geheimnisse. Uns staubbelasteten, an die Erde gefeteten Menschen flöszt der Gedanke an die Ewigkeit eine unwillkürliche Angst ein, und wir zittern in geheimer Furcht vor dem Unendlichen. Wir meinen, in das Reich des Todes schon einzutreten.

Armes Herz, du greifst nach dem Leben, du hast recht, trotz allem; denn das Leben ist heilig. Sei ruhig und mutvoll: vernimm die hehre und süße Stimme, die aus dieser Stille spricht; sie kommt von einer Welt, die auch die deine ist, wenn du sie auch nicht begreifst. Höre auf sie, dann wirst du wissen, was Zeit und Ewigkeit, Leben und Tod sind ...

Portal zum neuen Crematorium in Zürich.

27. Oktober 1856. In den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens sind wir immer allein, und unser eigentliches Schicksal wird durch die andern niemals enträtselt. Das beste Stück dieses Dramas ist ein Monolog oder vielmehr ein intimes Zwiegespräch zwischen Gott, unserm Gewissen und unserem Ich. Tränen, Kummer, Niedergeschlagenheit, Täuschung, Kränkungen, Schlechte und gute Gedanken, Entschlüsse, Ungewissheiten, Überlegungen, all das ist unser Geheimnis, all das lässt sich kaum mitteilen, lässt sich nicht preisgeben: selbst wenn wir davon sprechen wollten, selbst wenn wir es niederschrieben ... Unser Ich kann durch die andern beeinflusst werden, aber es bleibt ihnen in seinem Wesenskern nicht weniger undurchdringlich, und wir selbst bleiben meistens an der Außenseite unseres eigenen Mysteriums haften. Der Kern unseres Bewußtseins ist verhüllt, wie der Kern der Sonne finster ist — — — — —

Urteilen: das ist das Wahre sehen, ist, sich mit dem unbedingt Richtigen befassen und infolgedessen unparteiisch sein: besser noch uneigennützig sein: besser

noch als das unpersönlich sein — — — Jede Schöpfung beginnt mit einer Periode chaotischer Angst, die erst dem Fiat lux der Intelligenz weicht. Und je irrer und wüster dieses weltengebärende Chaos ist, umso größer und reicher wird der junge Kosmos sein — — — — —

Das Auge ist das Sinnbild der Wissenschaft. Wenn es sich öffnet, sieht es zuerst alles in sich. Der Fortgang der Sehtätigkeit besteht darin, zum Objekt immer größere Distanz zu gewinnen, den vom Auge umfassten Gesichtskreis nach und nach bis zu den Sternen, bis ins Grenzenlose auszudehnen. Ebenso sieht die Wissenschaft zuerst alles in Gott; ihre Entwicklung zielt nicht dahin, sich von Gott abzuwenden, aber dahin, die letzten Gründe immer weiter hinauszuschieben und das Gebiet der Nebenursachen zu erweitern. Sie vergrößert gleichsam den sichtbaren Durchmesser der göttlichen Sphäre ...

3. Februar 1857. Die Trugbilder meiner Seele umgaukeln mich wie einen Yoghi Indiens, und alles wird mir zu Rauch, Schatten, Illusion und Dunst, sogar mein selbstgelebtes Leben. Weil ich zu wenig auf Wunder achte, ziehen sie am Ende über mich hinweg, gleich Lichterscheinungen, ohne auch nur bleibende Eindrücke zu hinterlassen. Der Gedanke ersetzt das Opium; er vermag die fernen lichten Berge berauschend schön erscheinen zu lassen und alles andere, was existiert. Einzig durch die Liebe flammert man sich an die Wirklichkeit an, gelangt zu seinem Ich zurück und wird wieder Wille, Kraft und Individualität. Die Liebe könnte alles aus mir machen: warum ziehe ich vor, nichts zu sein?

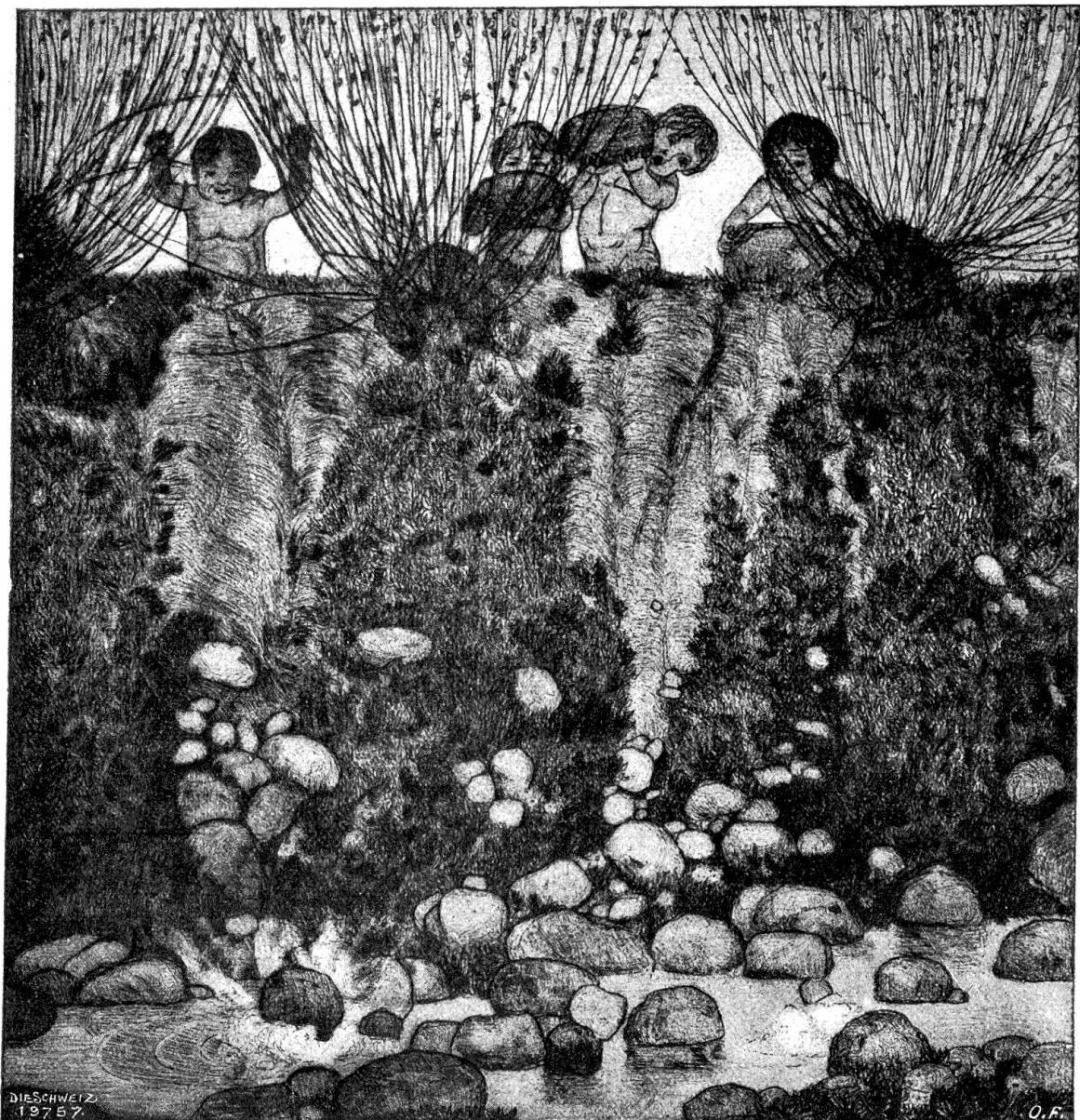
O Veränderlichkeit der Seele! Der selbe Gedanke, der uns eines Tages weinen machte, kann uns acht Tage später völlig gleichgültig lassen. Die tausend Metamorphosen der Wolken am Himmel sind nur ein schwaches Abbild der Fülle von Eindrücken, Antipathien und Sympathien, die gleichzeitig ein Menschenherz umschlingen und verwirren: ich meine, nicht nur das Herz einer Frau ...

14. Juni 1858. Traurigkeit und Rümmernis nehmen überhand ... Der Herde gleich, die den brennenden Stall nicht verlassen will, hange ich an dem, was mich

aufzehrt: an dem einsamen Leben, das mir so schlecht bekommt. Ich vernichte mich durch Leiden, die ich mir selbst schaffe.

Doch gestern habe ich gegen diesen unseligen Hang gekämpft. Ich bin hinaus aufs Land gegangen, und die Lieblosungen der Natur und Kinderzärtlichkeiten haben das Gleichgewicht in meiner Seele wieder etwas hergestellt. Nach dem Mittagessen im Grünen haben sie kleine Liedchen gesungen; es war süß anzuhören. Die Frühlingsfee hatte aus vollen Körben Blumen übers Feld gestreut. Alles erschien mir paradiesisch. Aber die Schlange schleicht auch hier herum; gestern hat man nebenan gestohlen, und in ein Nachbargehöft ist Trauer eingezogen. Der Tod und das Uebel umkriechen jedes Eden und verheeren schließlich seinen Schöpfer. Daraus entsteht tragische Schönheit und die schmerzvolle Dichtung vom menschlichen Schicksal. Sonne, Schatten, Blumen, Freude, Gnade, Bewegung, Ueberfluss, Heiterkeit, Zärtlichkeit und Lieder: das ist die Schönheit. Hernach kommen die Nöte der Gegenwart und der Verrat der Zukunft; das ist das pathetische Element. Die Gestalt dieser Welt geht vorüber. Ohne das Bewußtsein der Ewigkeit, ohne den religiösen Blick fürs Leben sind diese flüchtigen Tage nur ein Gegenstand des Schreckens. Das Glück soll ein Gebet sein, und das Unglück auch — — — — —

Jede Knospe blüht nur einmal, und jede Blume hat nur einen Augenblick vollkommenster Schönheit. Desgleichen hat im Garten der Seele jedes Gefühl einen Augenblick der höchsten Blüte und der strahlendsten Majestät. Jedes Gestirn überschreitet nächtlich nur einmal in höchstem Glanz den Meridian zu unsren Häupten. So gibt es auch am Himmelsgewölbe des Geistes für jeden Gedanken nur einen — wenn ich so sagen darf — zenitalen Augenblick, wo er zu seiner ganzen Pracht und souveränen Größe emporwächst. Künstler, Dichter, Denker, halte deine Gefühle und Gedanken in diesem erhabensten und flüchtigsten Moment fest, um sie zu verewigen. Vor diesem Augenblick erhaschest du nur vage Umrisse oder dunkle Ahnungen, nach ihm vermagst du kaum mehr als farblose Erinnerungen.



Hans Markwalder, Zürich.

Vorfrühling. Radierung.

rungen oder ohnmächtiges Bereuen zu empfinden — — — — —

Die Männer aller Volkschichten sind, gleich ihrer Kleidung, vulgär, häßlich und eintönig geworden. Anmut und Würde der Gattung haben sich ins andere Geschlecht geflüchtet. Ihr möget euch im Theater oder auf der Straße, in Salons oder Werkstätten umschauen: es ist überall dasselbe. Woher kommt das? Ich führe von vielen nur zwei Ursachen an: die außerordentliche Spezialisierung der Tätigkeiten, die ein Jahrhundert der Industrie verlangt, und die Niedrigkeit der Gedanken, die von den ewigen Sorgen eines Jahrhunderts des Geldes erzeugt

werden. So wird die Gattung immer tiefer zur Materie herabgezogen. Der Industrialismus, aus einer einfachen Tendenz ein mächtiges Prinzip geworden, im Verein mit dem Utilitarismus, sind eifrige Werkzeuge der Abstumpfung, die, wenn sie nicht bekämpft werden, in zweihundert Jahren die Gattung der Menschen zu Katastrophen und Parias zu degradieren vermögen. Und wer sind ihre Gegner? Wer sind die Kämpfer im Geist gegen die um sich greifende Entwertung und Erniedrigung? Das sind heute ausschließlich die Frauen. Und woher kommt ihnen diese Macht? Daher, weil sie noch an die Schöpferkraft von Poesie und Religion

glauben. O Frauen, rettet uns vor der Barbarei, indem ihr in euerm Herzen, heilig und rein wie das Feuer der Vestal, den Glauben an die menschliche Größe und Würde bewahrt! Der Himmel mag sich über unserm Haupt verfinstern, die Zivilisation in einstige Nacht zurückfallen: solange die heilige Flamme auf dem Altar glüht, brauchen wir keine Angst zu haben, so lange wohnt die Seele der Menschheit noch in ihrem Körper. Verteidigt diese Flamme gut, ihr Mütter der zukünftigen Generationen, denn sie ist euer Talisman ...

17. März 1861. Ich bin auf dem Friedhof herumgeirrt, wo ich hoffte Sammlung zu finden und mich wieder mit der Pflicht zu versöhnen. Chimäre! Der Gottesacker selbst war unwirtlich geworden. Arbeiter pflügten und jäteten den Rasen; die Bäume waren dürr; der Wind kalt, der Himmel grau. Eine alltägliche und profane Dürftigkeit entehrte die Stätte der Toten. Erschüttert nahm ich diese große Lücke in unserm Empfinden wahr: die Achtung vor den Verstorbenen, die Poesie der Gräber, die Pietät des Andenkens. Unsere Tempel sind zu verschlossen, und unsere Friedhöfe sind zu offen. Die gequälte oder ergriffene Seele, die außerhalb des Hauses und der täglichen Misseren einen Ort sucht, um in Frieden zu beten und Gott seine Angste darzubringen, die sich in Gegenwart des Ewigen sammeln will, weiß bei uns nicht wohin gehen. Unsere Kirche errät diese Nöte nicht, sie zeigt wenig mitleidige Zuverkommenheit, sie lässt jede zarte Rücksichtnahme auf geheimste Schmerzen vermissen, hat keine Erkenntnis der Mysterien der Liebe und nicht die mindeste religiöse Feinfühligkeit. Unter dem Vorwand der Geistigkeit verwundet sie das gerechte Sehnen. Sie hat den mystischen Sinn ver-

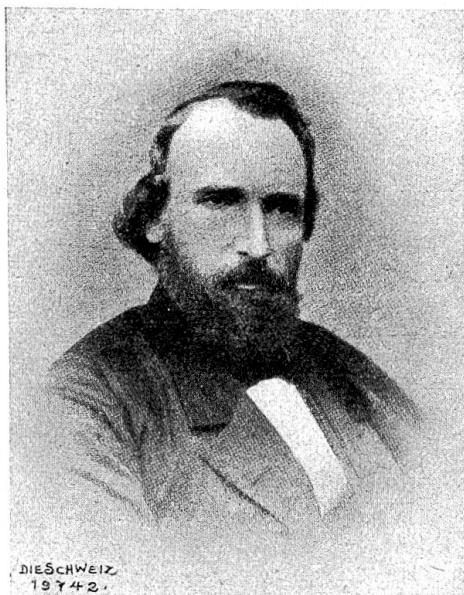
loren, und was ist eine Religion, die der Mystik ermangelt? Eine Rose ohne Duft!

28. April 1861. Denken heißt, sich in seinem Eindruck sammeln, ihn in sich auslösen, ihn in ein persönliches Urteil projizieren. Es heißt auch, sich befreien, sich entledigen, sich erobern. Alles, was von außen her zu uns gelangt, ist eine Frage, der wir Antwort schulden, ist ein Druck, auf den wir mit Gegendruck reagieren müssen, solange wir leben und frei bleiben wollen. Die Entwicklung unserer unbewussten Natur folgt den Gesetzen von Pythagoras. Alles ist Veränderung und Verwandlung.

Jeder besitzt also in sich die Analogien und die Rudimente aller, aller Wesen und aller Formen des Lebens. Wer die kleinen Anfänge, die Reime, die Symptome zu beobachten weiß, kann in sich den universellen Mechanismus wiedererkennen und intuitiv die Reihenfolge erraten, die er selbst nie durchmachen wird, und gleicherweise die vegetabilen und animalischen Existenzen, die menschlichen Leidenschaften und Krisen, die Krankheiten der Seele und des Körpers. Der

subtile und mächtige Geist kann alle Wirkungsmöglichkeiten durchdringen und von jedem Punkt aus leuchtend die Welt erschließen, die er in sich trägt. Dies heißt vom Leben Besitz ergreifen, sich seiner bewusst werden; dies heißt, in das göttliche Heiligtum der Erkenntnis eintreten.

12. September 1861. Der große Widerspruch meines Wesens ist ein Denken, das sich in Einsamkeit birgt, und ein Herz, das unter Menschen leben will. Die Einheit des Gegensatzes liegt in dem Bedürfnis sich hinzugeben, für sich selbst nichts mehr zu wollen und nicht mehr zu existieren, sich zu verleugnen, sich in der Liebe und in der Anbetung zu verflüchtigen. Was mir fehlt, ist der Charakter, das Wollen, die Individualität. Aber wie



Henri Frédéric Amiel (1821-1881).
Nach photographischer Aufnahme von 1862.

immer, ist der Anschein genau das Gegen- teil der Wirklichkeit und mein sichtbares Leben das Gegenteil meines tiefsten Seh- nens. Ich, dessen ganzes Wesen darnach schmachtet, die Wirklichkeit zu absorbieren, im Nächsten, in der Natur und in Gott, ich, den die Einsamkeit verzehrt und zerstört, schließe mich in die Einsamkeit ein und er- wecke den Anschein, als beschäftige ich mich am liebsten mit mir selbst, als genüge ich mir völlig allein. Der Stolz und die Scham der Seele, die Furchtsamkeit des Herzens, zwangen mich, meinen Instink- ten Gewalt anzutun, mein Leben völlig umzukehren. Ich wun- derte mich nicht, daß ich unzugänglich bin. In der Tat habe ich stets alles vermieden, was mich anzog, und dem Ort den Rücken ge- fehrt, zu dem ich gerne im geheimen hingegan- gen wäre.

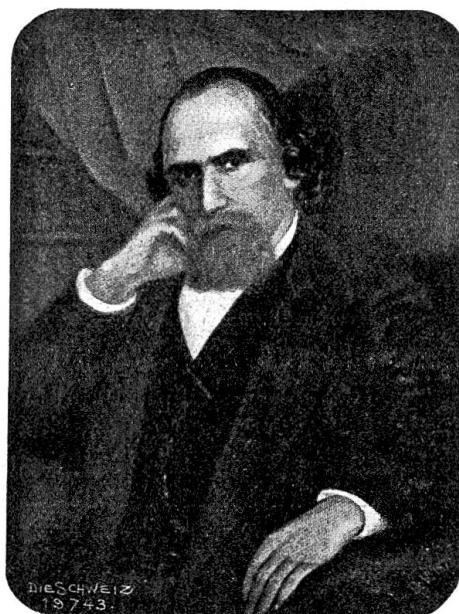
Die Entmutigung ist mein Vergehen gewe- sen. Die Mutlosigkeit ist ein Unglaube. Die wachsende Schwäche war die Folge davon, und Todeswünsche ha- ben sich mit dem Teufel um meinen Besitz ge- stritten. Mein abdan- kender Wille hat ihnen das Zepter überlassen. Alle Handlung wurde mir zum Kreuz.

3. Februar 1862. Das schlimmste Neß- mittel für jede rednerische oder literarische Spontaneität ist die Selbstkritik. Das Be- dürfnis, sein eigenes Ich zu zerfasern, wird bestraft, wie die Neugierde Psyches. Die Kraft soll sich selbst rätselhaft bleiben; sobald sie in ihr eigenes Mysterium ein- dringt, siecht sie dahin. Die Henne mit den goldenen Eiern wird unfruchtbar, sobald sie wissen will, warum ihre Eier aus Gold sind. Das Bewußtsein des Bewußtseins ist die Grenze der Analyse, sagte ich; aber die Analyse, bis auf die Spitze getrieben, zehrt sich selbst auf, wie die ägyptische Schlange. Goethe sagt, daß wir uns selbst unbekannt bleiben sollen; nach außen sol-

len wir uns wenden und die Welt durch- forschten, die uns umgibt. Strahlung nach außen schafft Gesundheit, allzu intensive Verinnerlichung führt zur Verneinung. Besser ist es, sein Leben zu erweitern, es in höhere Kreise auszubreiten, als es zu verkleinern und durch einsame Zusammen- ziehung halsstarrig zu verringern. Die Hitze sucht aus einem Punkt eine Kugel zu machen, die Kälte eine Kugel in ein Atom zu verkleinern.

2. September 1863. Wie soll ich mir die unfaßbare Sensation erklären, die mich heute morgen in der Dämmerung des Er- wachens überrascht hat.

Es war wie eine Erin- nerung, entzückend und ungreifbar, ohne Na- men, ohne Umrisse, wie eine Frauengestalt, die ein Kranfer in der Dunkelheit seines Zim- mers und der Unsicher- heit des Deliriums wahrnimmt. Ich hatte das Gefühl, als sei es eine Gestalt, die ich eines Tages irgendwo angetroffen, die mich ergriffen hatte und die mir sympathisch gewe- sen und trotzdem in die Katakomben des Ver- gessens gesunken ist. Und doch war alles so wirr, der Ort, der An- laß, die Erscheinung selbst; ich konnte we-



H. Fréd. Amiel

Bildnis von 1875.

der ihr Antlitz noch ihre Gebärde erkennen. Es war, als ob der graue Schleier, unter dem das Rätsel des Glücks sich verbirgt, zwischen mir und der Erscheinung hing. Und doch war ich wach genug, um sicher zu sein, daß ich nicht träumte. Ist das viel- leicht die letzte Spur von Dingen, die sich in uns verschlingen, Andenken, die sterben, Irrlichter unbewußter Eindrücke, von de- nen man nicht weiß, waren sie Schmerz oder Glück. Wie sonderbar das ist. Ich bin versucht, es Gespenster der Seele zu nennen oder das Grollen des Glücks oder die Manen unserer gestorbenen Emo- tionen. Vorausgesetzt (und der Talmud bestätigt es), daß jede Begeisterung, jede

Ergriffenheit, jedes Liebesgefühl unfreiwilligerweise ein unsichtbares Wesen, einen Geist erzeugt, der nach völliger Existenz trachtet, und wenn nun diese Schimmer, die keine Wesen geworden sind, am Rand unseres Seins herumirren, wie soll man sich dann ob dieser seltsamen Erscheinungen wundern, die uns im Halbschlaf auffluchen?

25. Juni 1865. Man kann die Seele einer Träne vielleicht erfassen und sie zu zart finden, ihr Wesen in Worte zu kleiden. Eine Träne kann das Ergebnis unendlich vieler gleichzeitiger Eindrücke sein und die Zusammenfassung der widerstreitendsten Gedanken. Sie ist wie ein Tropfen jener kostlichen Elixire des Orients, der die Seele von zwanzig Blüten in seinem Wohlgeruch enthält. Wenn die Schale der Träume überläuft, bedeutet sie ein Zuviel der Seele.

Was man nicht kann, nicht weiß, nicht sagen will, was man sich selbst zu gestehen weigert: die verwirrten Wünsche und geheimen Nöte, die erstickten Rümmernisse und stummen Widerstände, Reue und Emotionen, verborgene Stürme und abergläubische Furcht, unruhige Vorahnungen und widersprechende Hirngespinste, unser flügellahmes Ideal und die ungestillten Müdigkeiten, die vergeblichen Hoffnungen, die Fülle der unvermeidlichen kleinen Leiden, die sich langsam in einem Winkel unseres Herzens aufftapeln, wie sich die Wasser geräuschlos auf dem Grund einer finstern Taverne sammeln: alle diese mystischen Bewegungen unseres inneren Lebens zielen auf eine Rührung hin, und diese Rührung konzentriert sich in der Träne, dem klaren Diamanten auf dem Rand der Wimpern.

Johannes Vincent Venner, Lugano.

† Oberst Ulrich Meister (1838–1917).

Mit Bildnisbeilage.

Einer der besten Eidgenossen ist mit Ulrich Meister zu Grabe gestiegen. Er gehörte zu den Männern in unserer demokratischen Republik, deren Wirksamkeit zur vollen und dankbaren Anerkennung im Volke noch zu ihren Lebzeiten gelangt ist und denen es seine Verehrung bewahren wird über das Grab hinaus. Dass das Volk der Republik — trotz dem bekannten Sprichwort — solcher Dankbarkeit und Verehrung fähig ist und damit nicht geizt, wo es ein wahres Verdienst erkannt hat, dafür kann Oberst Meister als Beispiel angeführt werden. Nur wer die Demokratie nicht kennt oder nicht liebt, sagt ihr nach, dass sie nichts Großes und Bedeutendes dulden, dass sie es nicht leiden könne, wenn einer um Hauptes Länge über die Masse emporragt. Wohl erkennt die demokratische Verfassung keine Vorrechte des Standes, der Familie oder des Geldes an, wohl versagt die Demokratie solchen Vorzügen ihre Huldigung, wo sie für sich allein schon Devotion und Vorherrschaft verlangen; aber so wenig solche zufälligen äußern Vorzüge ein Hindernis der Anerkennung bilden, wenn ihnen wirkliches Verdienst zur Seite tritt, noch viel weniger versagt die Demokratie ihre Bewunderung, wo

ihr — mit oder ohne jene Attribute — selbstlose Hingabe für das Vaterland und das allgemeine Wohl entgegentritt. Sie gewährt unbeschränkten Spielraum der Entfaltung der persönlichen Gaben und Talente, der uneigennützigen Wirksamkeit für die öffentlichen Interessen, und von dieser Freiheit hat Oberst Meister reichlichen Gebrauch gemacht. Er war ein Mann von hervorragender und vielseitiger Begabung, die er für die Allgemeinheit nutzbar und fruchtbringend anzuwenden verstand. Am Abend seiner Tage durfte er befriedigt zurückblicken auf ein beneidenswert schönes, ja glänzendes Lebenswerk. Alles war ihm wohl gelungen, und selbst frühere Gegner hatte er durch die Lauterkeit seines Charakters, die Reinheit seiner Absichten, sein tiefes menschliches Gefühl und Empfinden vollständig entwaffnet. Bis weit in die Reihen der Sozialdemokraten hinein, zu deren schärfsten Bekämpfern Oberst Meister gehörte, sprach man von diesem liberalen Parteiführer nur noch mit einer von Hochachtung durchdrungenen Sympathie.

Ulrich Meister entstammte dem zürcherischen Weinland. Er ist in Benten am 14. Januar 1838 als Sohn des Kreis-